

Literatur des Auslandes.

N^o 90.

Berlin, Freitag den 27. Juli

1838.

England.

Öffentliche Belustigungen in England.

Die öffentlichen Belustigungen sind immer der Ausdruck des Zeitgeistes und der bestimmten Bildungsstufe eines Volkes gewesen. Die Olympischen Spiele der Griechen, die Gladiatorenkämpfe der Römer, die Turniere des Mittelalters deuten auf kriegerische Völker, die im Rausche der Eroberung befangen waren. Die fröhlichen Spiele, die Tänze und Feste Italiens und Frankreichs sind bezeichnend für den leichtfertigen Charakter dieser Länder, für die Eleganz ihrer Sitten und für ihre Liebe zu den Künsten. Die Volksbelustigungen sind roh oder harmlos, einfach oder übermäßig verfeinert, je nachdem die Völker einen höheren oder geringeren Grad der Bildung erlangt haben. Wer würde den John Bull, der vor zwanzig Jahren auf seine Derbheit, seine Stiefeletten, seine kurzen Beinkleider und seinen Ueberrock mit langen Schößen noch so stolz war, jetzt in einem modernen Anzuge und mit seinem feinen Benehmen wiedererkennen? Von diesem Einflusse, der eine so außerordentliche Umwandlung zu Stande gebracht hat, haben sich auch die öffentlichen Belustigungen nicht frei erhalten können.

Ehemals bildeten gemeine Ausschweifungen den Schluß jeder Gesellschaft, jedes Gastmahls, jedes Balles. Wie anders ist das jetzt? Wer kennt nicht Almack? Dort herrscht ein weibliches Conseil als unumschränkter Herrscher, vor dem sich Alles beugt und dessen Ansprüchen sich Jeder unterwirft; gegen seine Beschlüsse findet keine Appellation statt. Er wägt in seiner Waage die Stammbäume derjenigen, welche sich zu seinen glänzenden Versammlungen drängen; er entscheidet, ob sich die Thüren des Heiligthums den Bewerbern eröffnen sollen, und mögen diese Entscheidungen auch noch so willkürlich und ungerecht seyn, so haben sie doch schon aus manchem Auge bittere Thränen hervorgeglockt. In diesen Gesellschaften ist aber auch die Pracht mit dem guten Geschmack, die Anmuth mit der Würde, das Vergnügen mit der Eleganz verschwistert; sie sind der Sammelplatz, auf welchem sich die Repräsentanten aller Völker und die lebenswürdigsten Frauen zusammensinden. Die Französischen Moden haben hier eine unbestrittene Herrschaft erlangt; die Läll- und Florckleider sind mit Besätzen von Perlen und Kaskliedchen geschmückt, aber man sieht auch Diamanten und Perlenschnüre glänzen. Veränderungen und Abwechselungen sind freilich auch hier an der Tagesordnung. In diesem Jahre z. B. hatte das diplomatische Corps, welches sonst gewöhnlich die besten Tänzer stellte, nur wenige Attaches und Legations-Secretaire aufzuweisen; die Gesandten selbst spielen gewöhnlich eine traurige Rolle; einige sind Witwer, andere schon über die Fünfzig hinaus und noch Junggesellen; solche Wechselfälle treten indeß nur selten ein; Almack schreiet mit der Zeit fort und giebt seinen Herrscherstab nicht aus den Händen.

In den bürgerlichen Gesellschaften erscheinen das Roast-Beef und der Pudding, diese beiden volkschämlichen und klassischen Gerichte der Engländer, nur noch im Gefolge von Erzengnissen der fremdländischen Gastronomie. Die Schildkröten-Suppe genießen nicht mehr ausschließlich die Aldermen; man kann dies unschuldige Thier jetzt bei allen Schwaaren-Verkäufern mit der feierlichen Inschrift: Tomorrow-Suppe, ausgestellt sehen. In Folge des glückseligen Einflusses, den unsere immer häufiger werdenden Beziehungen zu fremden Nationen auf uns ausüben, kommen wir allmählig von den barbarischen Belustigungen zurück, an denen sich unsere Vorfahren so lange ergöbten. Die Zahl der Mellish, Thornton und Barclay ist nur noch sehr klein, wenn auch das Boren noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen ist und dasselbe unter den Klassen, bei denen sich der Einfluß der Bildung weniger geltend gemacht hat, noch in vollem Ansehen steht. Aber wie groß ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen jetzt und vor zwanzig Jahren? Damals blühte John Broughton, welcher der Vater des Englischen Borens benannt wurde, und so viele andere edle Faustkämpfs-Helden, von denen wir nur den wegen seiner Häßlichkeit und seines Liebesglücks berühmten Buihorre und Errib, den Kämpen Englands, erwähnen wollen. Diesen hatte einst nach einer wilden Orgie der Schlag gerührt; als aber plötzlich das Zeichen zu den Kämpfen ertönte,

aus denen er so oft als Sieger hervorgegangen war, kam er wieder zum Bewußtseyn. Jetzt kommt das Boren immer mehr herab, oder es zieht in die Fremde; auch die sonst üblichen Regeln werden jetzt weniger streng beobachtet, und diese Kämpfe haben fast ihre ganze frühere Beliebtheit verloren, seitdem sie einen unedleren Charakter angenommen haben. Sollte man es glauben, daß bei einer solchen gymnastischen Uebung, die kürzlich in Manchester stattfand, die beiden Kämpfer Schuhe mit eisernen Spizen trugen, und daß die Sohlen derselben mit Nägeln beschnitten waren? Nach einem Kampfe von achtundzwanzig Minuten wurde einer derselben sterbend weggetragen. Solche Verletzungen der Vor-Gesetze müssen diesen schon so vielfach angegriffenen Uebungen den letzten Stoß geben.

Wir sind bei unseren Ergötzlichkeiten anständig und ernst; unsere Vorfahren waren derb und fröhlich. Der Unternehmungsgeist, die Speculationswuth sind in alle Volksklassen gedrungen; man nimmt an nichts Theil, wenn man nicht einen realen Nutzen vor Augen hat. Alles ist jetzt Gegenstand der Berechnung geworden. Der sorglose und fröhliche Sinn unserer Vorfahren ist verschwunden, und wir kränken an einem schleichenden Fieber, das uns mürrisch und langweilig macht, wenn wir uns nicht gerade in einem Paroxysmus befinden. Das steeple chace, das pigeon shooting, das cricket, die Wettrennen und Wettläufe, alle Arten des turf, das coursing, das canine fancy, die Hahnenkämpfe u. s. w. sind nur erfunden worden, um der Leidenschaft des Spieles Nahrung zu geben. Man sucht keine Zerstreuungen mehr, sondern man will Geschäfte machen und Geld erwerben. Wie viele Mühe giebt man sich nicht, um des Sieges sicher zu seyn? Der Jockey darf nur vier Fuß groß seyn; nothwendige Bedingungen sind außerdem, daß er mager sey und daß er dünne und gebogene Schenkel habe; wenn er einige Pfund mehr wiegt, als das vorchriftsmäßige Gewicht beträgt, so wird er zurückgewiesen, oder er muß sich entschließen, zu fasten. Auf einen Hahn wettet Niemand, wenn seine Kopffedern nicht zerzaust sind, und wenn er den kleinsten weißen Fleck hat; den Kopf muß er hoch tragen, der Kamm geschwollen seyn und gerade aufsteigen; ferner fordert man noch von ihm lähnen Blick, stolzen Gang, tönende Stimme, gebogenen Schnabel, starke blutrothe Füße und stattliche Sporen, wenn er das geringste Vertrauen einflößen soll. Welches Vergnügen mag es wohl gewähren, zu sehen, wie die Hunde einen Dachs erwürgen oder Ratten ausweiden? Der Hauptreiz besteht auch hier nur in den Wetten, die dadurch veranlaßt werden. So kannte ich einen reichen Lord, der vierzehn Tage hindurch jede Rasse, die man ihm zum Verkauf brachte, mit einem Shilling bezahlte. Das coursing wird, ungeachtet seiner Alterthümlichkeit, auch zu Wetten benutzt. Dasselbe stammt aus einer viel älteren Zeit, als die der Elisabeth; aber unter der Regierung dieser großen Königin wurden Gesetze erlassen, welche dasselbe bestimmten Regeln und Gebräuchen unterwarfen. Auf einen Hasen durften nur zwei Hunde losgelassen werden; derselbe mußte zweihundertundvierzig Yards voraus seyn, ehe die Hunde losgelassen wurden, und nur derjenige Hund, der den Hasen unbeschädigt zurückbrachte, gewann seinem Herrn den Preis. Der letztere Gebrauch ist noch jetzt in Kraft.

Der große Gesetzgeber für alle ausschweifende Vergnügungen ist „Bell's Life in London“, welches alle streitige Punkte entscheidet, die Namen der Sieger verkündet und Lob und Tadel zuerkennt. Als Proben dieser Orakelsprache mögen folgende Beispiele dienen: „A. und B. haben um acht Gläser Grog gespielt, die sie gemeinschaftlich verrinken wollen; während der Partie kommt eine dritte Person, C., hinzu, die mitrinkt, wodurch der Antheil eines jeden Spielers verringert werden würde, wenn nicht der Verlierende, B., den ganzen Antheil für sich forderte, den er ohne C's Dazwischenkunft erhalten hätte. Sind seine Ansprüche begründet? Soll er sich diese Verringerung gefallen lassen, oder soll C. auf Kosten des Gewinnenden trinken? C. soll auf Kosten des Gewinnenden trinken, lautet der Ausspruch des Orakels. B. hat verloren und muß seinen Antheil unvermindert erhalten; da er schon acht Gläser bezahlen muß, so wäre es unbillig, wenn er durch die Theilung mit C. noch einen neuen Verlust erleiden sollte.“ — Wir wollen noch ein Beispiel anführen: „A. und B. haben um zwanzig Maß Bier gespielt; der Verlierende, B., will nur zwanzig Krüge, von denen jeder das Bier tel einer Pinte faßt, bezahlen, weit über das Maß vorher nichts

ausgemacht sey und es ihm also freistehe, das für ihn Vortheilhafteste zu wählen. Die Antwort lautet: B. ist zu geschickt, und wenn A. klug ist, so wird er so wenig wie möglich mit demselben spielen. Indes wird sich A. zwanzig Krüge Bier bezahlen lassen, von denen jeder eine Viertel-Gallone faßt, und jeder Krug muß bis zum Rande gefüllt seyn; das kommt ihm zu."

Man muß sich wirklich wundern, wie sehr die Gewinnsucht und die Leidenschaft, zu wetten, bei den Kindern Alt-Englands um sich gegriffen haben. Wir können hier wieder „Bell's Life in London" reden lassen: „In dieser Woche", heißt es, „wurden sehr schlechte Geschäfte in Tattersal gemacht. Es wurden mehrere Wetten ausgeboten; unter Anderem eine von 2000 Guineen auf Hambon, und diese wurde auch angenommen. Grey-Ronus und Saint-Join werden mit Hambon unter folgenden Bedingungen rennen: auf Hambon gegen Grey-Ronus sind fünf Pfund gegen drei gewettet worden, und auf Hambon gegen Saint-Join sieben Pfund gegen eins. Phoenix hält sich gut; er wurde zu sieben gegen eins ausgeboten, und es wurden auf denselben 3000 Guineen gewettet. Nonplus wurde zu zwölf gegen eins ausgeboten, und dennoch war dieses Pferd nicht sehr gesucht. Cobham, d'Egville, Richard und Amata fanden nur wenige Liebhaber; der Cours derselben ist wie in der vorigen Woche geblieben. Ninny hat sich gehalten und wurde zu zehn gegen eins ausgeboten; es kam mit ihr eine Wette von 1000 Pfund zu Stande. Nach der Bruns-Duchesse ist wenig Nachfrage; man bot sie zu fünf gegen eins aus, ohne Abnehmer zu finden." Wenn man statt Ninny, Bruns-Duchesse u. s. w. Zucker, Kaffee, Indigo setzte, sollte man dann nicht glauben, den Preis-Courant eines Märklers zu lesen? Uebrigens glaube man nur ja nicht, daß die kleinen Gaunereien, welche im Handel so häufig vorkommen, hier nicht stattfinden. Es ist jetzt erwiesen, daß unter zehn Wetten kaum bei zweien ehrlich und aufrichtig zu Werke gegangen wird, und was das Wanderbarste dabei ist, selbst vornehme Leute schämen sich dieser Betrügereien nicht. Bei den Pferderennen hat man nur den Gewinn im Auge; der Schnelligkeit opfert man die edelsten Eigenschaften eines Pferdes, und daher rührt auch der jetzige Verfall der Pferdezucht. Um die Spielwuth zu begünstigen, ist man auf die wunderlichsten Einfälle gekommen; der gewöhnliche Lauf auf einer Ebene genügt schon lange nicht mehr. Der Eine wettet nur auf Rennen im Trabe; ein Anderer zieht das dead head, das stolze Rennen, vor; ein Dritter will nur Wetten auf das steeple-chase eingehen oder den Abhang eines Hügel's hinunter jagen. Die meisten Freunde hat jetzt das Rennen nach einem Kirchthurm erworben. Was kommt aber dabei für das Pferd oder den Reiter heraus? Man jagt durch Ebenen und setzt über Gräben; man muß Hecken überspringen, steile Hügel erklimmen und im Galopp hinabjagen. Gewöhnlich laufen bei diesen gefährlichen Wettrennen Pferd und Reiter Gefahr, sich Hals und Beine zu brechen; aber gerade diese Gefahren und Hindernisse sind nur noch ein Stachel mehr für die Speculationswuth, und die Rennen nach dem Kirchthurm sind jetzt beliebter als je. Man glaube nur ja nicht, daß die Spielwuth sich auf die Rennbahn beschränke, sondern sie erstreckt sich auf alles Mögliche, und sie läßt sich nichts entgehen; da ein Gentleman nicht die Börse besucht, so läßt er sich einen kleinen artigen Tempel erbauen, in dem alle Hazardspiele betrieben werden können. Vergeblich hat die Presse und die öffentliche Meinung dieselben mit dem Schimpfnamen holl (Hölle) gebrandmarkt; ihre Anzahl und ihre Bedeutung wachsen darum nicht minder. Alle Spielklubs gedeihen auf die auffallendste Weise. Vor einigen Jahren verkaufte Ephraim, der Vorsteher eines solchen Spielklubs, noch Schwämme und Bleistifte in New-Market; jetzt ist derselbe ein angesehenener Mann, und der Sohn Israels glänzt unter den ersten Lonangebern. Er hat die schönsten Pferde und trägt gewöhnlich auf den bedeutendsten Wettrennen die ersten Preise davon. Diese Klubs genügen aber noch nicht; man mußte noch, wie in Frankreich, einen Versammlungsort für die Fremden haben; man wolte aus dem geheimnißvollen Dunkel, das die Englischen Spielhäuser bis jetzt charakterisirt hatte, hervortreten. Der neue Klub wendete sich an die angesehensten Spieler, um durch ihre Vermittelung seine Tendenz und die Vortheile, die er gewährt, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Sein Kapital besteht aus fünfzigtausend Pfund, und es wird noch besonders bemerkt, daß man die Französische Methode zum Muster genommen hat, das heißt, der niedrigste Einsatz beträgt fünf Schillinge, der höchste 500 Pfund.

Vergnügungen, Spiele, Uebungen, Zerstreuungen werden Veranlassungen zum Spielen, geben Gelegenheit zum Wetten; man veranstaltet Wettläufe und stiftet Schiffahrtsklubs, nicht etwa, um zur Ausbildung der Seelente beizutragen, sondern um einen neuen Vorwand zum Spiele und zum Wetten zu erhalten; selbst die Jagd hat sich diesem verhängnißvollen Einflusse nicht entziehen können; man spielt und wettet, indem man jagt. Die jetzigen Jäger sind wahre Stutzer; ihre Kleidung ist prächtig, ihre Pferde kosten ungeheurs Summen; die Hundespalle gleichen Palästen, und die Zahl der Bereiter wird immer größer. Man findet nicht mehr die sonstige Treuherrigkeit und Gutherzigkeit; unser Benehmen ist höflicher, aber kälter geworden, und die Mode, eine große Menge ausgezeichnete Personen auf dem Lande zu versammeln, hat einen Anstrich von Brunnsucht und Prahlerei, die man sonst bei den Jägern vergeblich gesucht haben würde. Das sind die Folgen der Bildung! Vor zwanzig Jahren waren die Jäger alle nach einem Schlage, offen und bieder; sie jagten des Vergnügens wegen; an ihrer Tafel weilte die Fröhlichkeit, und wenn auch die Weine nicht so ausgesucht waren wie in unse-

ren modernen country houses, so flossen sie doch in breiten Strömen. Geburt und Titel durften nur dann ausgezeichnet zu werden hoffen, wenn sie zahlreiche auf der Fuchsjagd errungene Trophäen aufzuweisen hatten. Jetzt ärdnet derjenige, der die meisten Wetten gewonnen hat, alle Huldigungen ein.

Vielleicht würde es nicht uninteressant seyn, die Schilderung eines Jägers von ehemals bei Lord Shaftesbury zu lesen; dieselbe würde wenigstens zu manchen Vergleichen Veranlassung geben. „Herr Hastings", so lautet diese Schilderung, „war untersezt, aber gewandt und kräftig gebaut; sein Kopf war mit rothen Haaren bedeckt, und seine ganze Garderobe war nicht mehr als fünf Pfund werth; übrigens war Grün seine Leibfarbe. Sein altmodisches Haus war inmitten eines großen Parks gelegen, der mit Hirschen und Kaninchen bevölkert war und dessen Hauptzierde in hochwüchsigen Bäumen und fischreichen Seen bestand; indes befand sich auch ein großer Rasenplatz in demselben; neben dem Hause stand ein hoher Baum, dessen dicke Zweige eine Art Laube bildeten, in der die Gäste die frische Luft genossen. Die Meute des Herrn Hastings war offenbar die zahlreichste im ganzen Lande; jede Hundart war bei ihm vertreten, und man sieht hier die schönsten Bull-Doggs, Dachshunde, Windspiele, Hühnerhunde und Pudel. Die einen waren ausschließlich zur Hasenjagd, andere zur Kaninchenjagd und noch andere zur Wolfs-, Hirsch- oder Fuchsjagd bestimmt. Auch Sperber mit langen und kurzen Schnäbeln fand man bei ihm, und da er ein großer Freund des Fischfanges war, so besaß er auch Neze jeder Art. Der Ort, wo er wohnte, und die Beliebtheit, in der er bei den Bewohnern des Dorfes stand, erlaubten ihm, seinen Reisen ohne den mindesten Zwang zu folgen. Er hatte das Vorrecht, auf allen Ländereien der Pächter zu jagen, und diese boten ihm Dammhirsche, Füchse, Flußfische und Meerfische im Ueberflusse dar. Hierauf beschränkten sich indes seine Vergnügungen nicht, denn er hatte auch für das schöne Geschlecht eine ganz besondere Vorliebe, und zwanzig Weiten in der Runde gab es keine Frau unter vierzig Jahren, die nicht in mehr oder weniger vertrautem Umgange mit ihm gestanden hätte. Diese Schwäche hatte seiner Beliebtheit keinen Abbruch gethan, oder vielmehr hatte sie diese nur noch vermehrt, denn er war gegen die Männer, Brüder und Väter sehr herablassend und nahm sie gastlich in seinem Hause auf, wo dieselben immer ein Stück Braten, Pudding und Schmalz zu ihrer Verfügung fanden.

Seine Wohnung war wirklich ganz eigenthümlich eingerichtet. Auf dem Flure traf man eine große Anzahl Sperber, Hühnerhunde, Windspiele und Dachshunde; benagte Knochen bedeckten den Fußboden, die Decke war mit Fuchspelzen ausgeschlagen, und an den Seitenmauern erblickte man Kagenfelle und Hundepfeisen. Das Sprechzimmer war ein großes Quadrat und ziemlich gut mit Möbeln versehen. Vor dem Kamine waren einige prächtige Dachshunde und Windspiele hingestreckt, und auf dem Lehnstuhle dehnten sich behaglich mehrere junge Kagen, die man nicht stören durfte. In dieser Beziehung verstand er keinen Spaß, und seine Vorliebe für die Kagen war so groß, daß er immer drei oder vier derselben zu seiner Tafel zog; sie aßen oft aus demselben Teller mit ihm, und wenn sie sich ungebührlich auführten, so schlug er sie mit einem Stocke, der neben seinem Teller lag, auf die Schnauze. In den hohen und breiten Fensterbrüstungen des Sprechzimmers wurden seine Pfeile, seine Bogen und sein Jagdzeug aufbewahrt. In den Ecken des Zimmers waren die Angetrübten und die Jagdflinten aufgestellt. Vor dem Kamine stand ein Tisch, auf welchem man immer Ausern fand, denn Herr Hastings liebte dieselben außerordentlich; an einer anderen Stelle, dem Auserntische gegenüber, befanden sich zwei kleine Tische und mehrere Pulte, die mit Gebetbüchern, Angelhaken und Glocken bedeckt waren; aus der Mitte derselben aber ragten zwei oder drei graue Hüte hervor, deren oberer Theil die Gestalt eines Vogelnestes hatte und die mit Fasaneiern angefüllt waren. Am Ende des Sprechzimmers nahm man eine Kellerthür wahr; in dem Keller wurden Bier und Wein aufbewahrt; derselbe war wohlversehen, obgleich Herr Hastings für die damalige Zeit kein großer Trinker war. Eine andere Thür führte zu einer alten Kapelle, welche Herr Hastings in eine Speisekammer umgewandelt hatte. Längs der Seitenwände war hier das erlegte Wild, Schinken und kalte Fleischspeisen aufgeschichtet. Herr Hastings war einer der größten Gastronomen seiner Zeit; sein Tisch war immer wohl versehen, obgleich ihm derselbe sehr wenig kostete, denn alles Wild hatte er selbst erlegt. Eben so hatte er auch die Fische, welche er fast den Ausern gleich stellte, alle selbst gefangen. Uebrigens war er ein guter Gesellschafter und Wirth und lud seine Nachbarn regelmäßig alle Mittwoch zu sich ein; dann überschritt er auch wohl etwas die Schranken seiner gewöhnlichen Mäßigkeit und versetzte sich gern in einen Zustand der Halbbrankenheit. Zu seinen gewöhnlichen Mahlzeiten trank er nie mehr als zwei Gläser Wein und ein Maß Bier, das eine Pinte faßte. Herr Hastings war großmüthig, gastfreundlich, leutselig; sein einziger Fehler war seine aufbrauende Gemüthsart und sein Jähzorn; seine Bedienten hatten einen schlimmen Stand, und er schalt sie gewöhnlich Bastarde und Hahnreie, was er freilich am besten wissen mußte. So erreichte er ein Alter von hundert Jahren und blieb bis zu seinem achtzigsten Jahre ein rüstiger Waidmann."

Ob unseren jetzigen Jägern ihre Lebensweise eben so gut bekommen und ihnen zu einem eben so hohen Lebensalter verhelfen werde, das möchten wir fast bezweifeln.

(Sporting Magazine.)

Bibliographie.

- Medico-Chirurgical Transactions. — Herausgegeben von der Königl. medic. chirurgicalen Gesellschaft in London. Vol. XXI. 15 Sh.
 Essays on natural history. — Von Charles Waterton. Zweite Aufl. 8 Sh.
 History of inebriating liquors. — Von Morewood. 16 Sh.
 Myles Coverdale's Translation of the Bible. 4. 35 Sh.
 Dr. S. Littell's Manual of the diseases of the ear. — Herausgegeben von D. Houston. 5 Sh.
 On animal magnetism and homoeopathy. — Von Lec. Zweite Aufl. 3 Sh.
 The experimental philosopher. — Von W. M. Higgins. 9 Sh.
 Scripture notices and proofs. — Von Dr. C. Carlson. 10 Sh.
 Extracts from the diary of a huntsman. — Von T. Smith. 21 Sh.
 On the art of singing. — Von A. Costa. 5 Sh.
 The American in Paris. 2 Bde. 18 Sh.
 The oriental Portfolio. Part I. 21 Sh.
 Memoir of B. Overberg. — Aus dem Deutschen, nach Professor Schubert. 3 Sh.
 Remains of the late Lord Viscount Royston. — Von H. Pepys. 18 Sh.
 Wisdom and genius of Shakspeare. — Von T. Drisc. 7 Sh.
 Lampsfield and its environs. — 6 Sh.
 Principles of phrenology. — Von Sidney Smith. 5 Sh.
 The Glauville family. — Von einer Dame von Rang. 31 Sh.
 Life and correspondence of Dr. Jenner. — Herausgegeben von John Baron. 2 Bde. 24 Sh.
 Observations on the foot of the horse. — Von T. Ritchie. 1 Sh.
 Astronomical observations, made at the Royal Observatory, Edinburgh, by T. Henderson. — Erster Bd. 4. 10 Sh.

S c h w e i z.

Das literarische Leben in Genf.

(Schluß.)

Genf ist eine Stadt, wo der Philanthropismus mit vielem Eifer gelbt wird. Ein edler Greis, Herr von Sellon, unter der Kaiserherrschaft Graf, Bürger in der Republik, predigt un-
 aufgehörtlich den Kreuzzug gegen die Todesstrafe, und die Genfer
 sind so bewandert in diesem Punkt der Kriminaljustiz, daß man
 nicht so leicht einen Laien darin finden wird. Man muß gestehen,
 daß der Graf sich einer guten und von ganzem Herzen zu billi-
 genden Sache geweiht hat, doch behaupten einige Leute, denen
 man nicht gut den Glauben versagen kann, daß der Genfer Nicht-
 plag von der Altane des Herrn von Sellon gesehen werden könne,
 was, wenn es gegründet ist, seiner philanthropischen Glorie einige
 Strahlen rauben würde. Was aus dieser christlichen Milde für die
 Literatur hervorgeht, besteht in einer Sündfluth von kleinen Schrif-
 ten, welche durch die Sorgfalt des Herrn von Sellon unemigelt-
 lich vertheilt und meist nicht gelesen werden. Ihre Beredsamkeit
 ist keine andere als die einfache, von der überzeugenden Kraft der
 Wahrheit hergenommen. Doch ist diese Frage dadurch in den
 Gang gekommen und erweckt immer allgemeineres Interesse, in-
 deß alle gesunde Ideen von Verbesserung in den Straf-Koder
 aufgenommen werden, der ein wahres Muster in seiner Art ist.
 Dies ist die schöne Seite an der Republik, und der Direktor des
 Tribunals, Herr Aubanel, hat eine kernreiche Broschüre an
 den Minister des Innern von Frankreich gerichtet, worin er als
 Gegner derjenigen Kriminalisten auftritt, welche die Sonderung
 der Verurtheilten nach ihrem Betragen in zwei Klassen und die
 Isolirung der Gefangenen verwerfen, also der Herren Beranger,
 Ch. Lucas und Marquet-Basselot. Auffallend bleibt es immer, daß
 man in Genf fast eben so viel handelt, als man in Paris spricht.
 Seit den 20 Jahren, daß man sich in Frankreichs Hauptstadt in
 diese Frage vertieft, hat man Theorie auf Theorie gehäuft, aus-
 ländischen Gegnern derselben den Krieg erklärt, hat sehr schöne
 Bücher geschrieben, Preise ausgesetzt und vertheilt, und was ist bei
 all den Bemühungen herausgekommen? Wenn man's bei Lichte
 besieht, kaum daß es der Rede werth scheint, Systeme, deren Halt-
 barkeit eher zweifelhaft als entschieden ist.

Die moralischen Wissenschaften wurden vor einigen Jah-
 ren mit einer von der Akademie zu Paris gekrönten Schrift be-
 reichert. Durch Tiefe der Gedanken, Fluß der Rede und Reini-
 heit des Stils, die sich darin vereinigt finden, nimmt sie die erste
 Stelle unter den gelehrten Werken Genfs ein. Herr Naville
 ist der Verfasser, und das Buch führt den Titel: „Von dem ge-
 segneten Mitleiden“ und sieht von einem allgemeinen und durch-
 greifenden Standpunkte die so vernachlässigte Frage an, die nach
 allen Richtungen hin besprochen wird und keine Seite derselben
 unaufgefunden oder unerörtert läßt. So behandelt es Armen-
 steuern, Hospitäler, Familienhäuser und Polizei-Reglements, lau-
 ter Folgen des Bettelwesens, und bringt Licht in die verwickeltesten
 Punkte. Nichts entgeht Herrn Naville, er führt einen Vertil-
 gungskrieg gegen die falsche Philanthropie der Regierung, welche
 den Pauperismus mehrt, statt ihn zu vermindern, den Armen
 zudringlicher und cynischer macht, die Erkenntlichkeit in ihm er-
 stickt, die Liebe zur Arbeit, die Sorge für die Zukunft zum allge-
 meinen Schaden einschläfert, zu unüberlegten Heirathen bringt
 und die schönsten der christlichen Tugenden den rohen Händen von
 Unterbeamten anvertraut. Dieses gesetzliche Mitleid, weit entfernt,
 die geringste Aehnlichkeit mit dem Wohlthun zu haben, ist nur
 eine ungesegnete Taxe für die Begüterten und ein Grundstoff des
 Hasses für die Armen, eine Quelle von Mißbräuchen in der Ver-
 waltung und nicht selten ein gefährlicher Heerd für revolutionnaire
 Tendenzen. Diese Grundansicht führt Herr Naville in seiner
 Schrift durch. Er unterstützt sie mit unwiderlegbaren Thatsachen,
 mit einer Tiefe und Klarheit des Urtheils, welche zugleich hinreißt
 und überzeugt; nichtdestoweniger hinterläßt sein Buch einen quäl-
 enden Eindruck; denn es hält seinen Triumph auf den Trümmern
 des gesetzlichen Mitleids, und man sieht sich zu der Frage genöthigt,

was an die Stelle des durch die Sorgfalt des Gesetzes eben so
 gut als schlecht aufgeführten Gebäudes gesetzt werden sollte? „Die
 freiwillige Wohlthätigkeit“, antwortet der Verfasser, „der freie
 Zug christlicher Liebe.“ Schöne Worte! aber in einer Zeit, wie
 die unsrige, mehr als Worte!

Die theologische Literatur Genfs ist aus hinlänglich darge-
 legten Gründen die am wenigsten fruchtbare. Der Calvinismus
 hat nie etwas gepflegt, als die Dialektik. Diese Waffe ist es,
 mit der er Mann gegen Mann gekämpft für Glaubensfreiheit
 und Mysterien-Proscription, die ihm die bündigen Beweise lie-
 ferte, mit denen er die Angriffe der katholischen Kirche zurück-
 schlug. Genf hat keinen namhaften Kanzel-Redner^{*)}; es ist zu
 kalt in seinen Kirchen, nichts Erhabenes, nichts Rührendes, abstrak-
 tes, bildloses Erfassen des göttlichen Wesens, dessen selbst die Gläu-
 bigen nicht einmal alle fähig sind. Wenn innerhalb der nackten
 und schweigenden Mauern des Gotteshauses eine Versammlung
 stattfindet, wird Alles lautlos im Inneren abgemacht und bedarf
 nicht des hinreißenden Elementes der Rede. Dennoch fehlt es
 auch hier nicht an Ausnahmen, und wir erwähnen einen Kirchen-
 Historiker, der aus dem Geleise seiner Schule heraustraten und
 diesen Zweig der Literatur, dem die Duldung so schön steht, mit
 allen Reizen einer toleranten Gelehrsamkeit ausgeschmückt hat.
 Es ist Herr Cellier, dessen zahlreiche Schriften sich durch den
 Geist der Versöhnlichkeit auszeichnen, wodurch er, fern von dem
 Wortgezänk seiner Schule, das Beredende der Religion allen
 Parteien zugänglich gemacht und, ohne ihrem Ernste Abbruch
 zu thun, sie zu einem interessanten Studium erhoben hat. Ich
 führe sein Werk über „die Mosaische Gesetzgebung“ an. Tief
 eingehende Betrachtungen und Ansichten über die Geschichte des
 alten Orients, die nicht alltäglich sind, treten darin hervor. Diese
 Schrift ist vielleicht die beste Vertheidigung der Götlichkeit des
 Pentateuchs. Indem der Verfasser Moses in alle Einzelheiten
 seiner theokratischen Gesetzgebung folgt, läßt er die Offenbarung
 Gottes an der hohen Weisheit, welche die Gesetze der Hebräer
 charakterisiren, überzeugend hervortreten. Von dem Dekalog,
 diesem Universal-Koder der Menschheit, bis auf die geringfügigsten
 Polizei-Gesetze zeigt er uns, wie Alles auf das eine Ziel hin-
 arbeitet und von dem einen Gedanken ausgeht, nämlich der Bil-
 dung eines Volkes, das, von anderen unabhängig, aus seinem
 eigenen Schoße seine Kraft, seinen Reichthum, seinen Glauben
 schöpfen soll. Tadelnswerth ist nur der Styl, dem es an Farbe
 und Ausdruck fehlt; besonders ist der Verfasser in den Bildern,
 nach denen er hascht, selten glücklich, und er findet nicht immer
 das rechte Wort dafür. Seine Perioden sind mangelhaft, leiden
 bald an Kürze, bald an unverhältnißmäßiger Länge, die sie
 schleppend macht, ein Fehler, den er mit allen Schriftstellern
 Genfs gemein hat. Ungeachtet dieser Mängel erweckt Herr Cel-
 lier Eindruck und Ueberzeugung lediglich durch die Stärke seiner
 Gedanken. — Auch die Schrift des Pastors Bouvier über das
 dreihundertjährige Jubiläum des Protestantismus zeugt von einer
 erhabenen und gefühlvollen Seele, und wir wollen dem geschätz-
 ten Verfasser durch Nennung seines Namens nur den Zoll unserer
 Achtung bringen, obgleich sein Werk schon anderswo Beurthei-
 lung gefunden hat. Einer Broschüre wollen wir noch er-
 wähnen, die uns zufällig in die Hände fiel; sie heißt: „Ueber
 den Gebrauch der Vernunft in Sachen des Glaubens“ und ist
 von Louis Vouzait, einem Prediger, der dem Kultus der Ver-
 nunft seine Dienste gewidmet zu haben scheint. Sie hat, nach
 ihm, die Bestimmung, die Wächterin des Glaubens zu seyn, „ihn
 vor trüglichen Täuschungen des Gefühls und der Phantasie zu
 bewahren.“

Wir kommen jetzt zu der periodischen und politischen Presse.
 Dieser Zweig der Literatur ist die eigenthümlichste Frucht des
 Centralisations-Systemes in Frankreich; langsam vorbereitete, plöz-
 lich historisch werdende Ideen, reißend wie der Blitz, nachhaltig wie
 der Donner der Alpen und so gewichtig, daß ihr freiester Umlauf
 zur Staatsfrage wird, entstehen und pflanzen sich fort allein auf
 dem Boden der Hauptstadt. Den Provinzen scheint die traurige
 Rolle eines Echo's beschieden, oft eines langsamen, entarteten
 Echo's. Genf nimmt Theil an dieser Nullität, aber weniger
 vielleicht als die Provinzial-Städte in Frankreich, vermöge des
 Umschwunges der Ideen in der Schweiz, die es in sich aufnimmt,
 aber in unverhältnißmäßig geringerem Grade als im achtzehnten
 Jahrhundert. Dies war die merkwürdigste Epoche der Genfer
 Presse, und zwar in Folge der Zerwürfnisse, welche die Parteien
 zwangen, zu literarischen Austrägal-Gerichten ihre Zuflucht zu neh-
 men, und unter anderen Journalen verdankte auch die Schrift
 „Briefe über einige Werke der Zeit“ diesem Zustande ihren Ur-
 sprung. Damals waren aller Augen auf das Vaterland der Kouf-
 feaus, Tronchins, Burlamaquis, Maurices und Sennebiere's ge-
 richtet, und die gelehrte Welt sprach viel von dieser kleinen Re-
 publik, die auf die Bedenklichkeiten der Monarchieen mit Thaten
 antwortete, indem sie Männer von so überlegenem Genie hervor-
 brachte. Als aber seit 1789 Genf die Basallin einer anderen,
 argwöhnischen und eifersüchtigen Republik wurde und ihr Daseyn
 auf Kosten ihres Ruhmes erkaufen mußte, verstummte sie, und als
 die Restauration ihr endlich wieder den Mund öffnete, hatten die
 Zeiten und Menschen sich geändert. Es scheint, daß der Sturm
 der Revolution, welcher auf alle andere Nationen reinigend und
 läuternd wirkte, seinen zerschmetternden Bliz für das Vaterland
 des Mannes aufbehalten habe, der es verrathen. Necker konnte

^{*)} d. h. in französischem Geschmack; wir nennen Beispiele halber den
 Professor Merle d'Abigne.

von seiner Einsamkeit her den Ruhm Genfs verbleichen sehen, und der Mund des Sterbenden drückte sein Bedauern aus, den letzten großen Namen der Republik mit ins Grab genommen zu haben. Seit einem Decennium haben mehrere Männer die vergebliche Arbeit unternommen, in Genf eine Presse wieder herzustellen, die etwas von ihrem ehemaligen Einfluß besäße. Der Courrier du Leman, das Journal de Genève, die Europe centrale und einige andere periodische Zeitschriften, deren Namen mit nicht gleich beifallen, sind entstanden, um wieder einzugehen und die Ueberzeugung zurückzulassen, daß der Genfer politischen Presse nicht mehr aufzuhelfen sey. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Die politischen Journale gehen aus von Opposition und leben von Polemik; aber zu Genf ist keine Polemik möglich, weil jede Opposition für sakrilegisch gilt. Es mag paradox klingen, bleibt aber dennoch wahr, daß der Genfer, welcher sich auf Opponiren einließ, doppelten Hochverraths sich schuldig machte. Man ist in diesem Lande überzeugt, daß es besser ist, Alles zu behalten, als Alles zu verlieren, und zwar aus einem sehr natürlichen Gefühl. Es sind nur zwei Veränderungen in der politischen Lage Genfs möglich; die eine kann von der Schweiz kommen, die andere von der Fremde, und beide Ausichten sind der Gegenstand begründeter Furcht. Die Erinnerung an die Französischen Prokonsuln ist noch zu frisch unter den Leuten, als daß der Gedanke, der von nahe oder fern auf eine Vereinigung mit Frankreich zielte, nicht in dem Augenblick des Hervortretens den Unwillen der ganzen Bevölkerung erregen sollte. Hat Genf auf der anderen Seite auch nur den geringen Einfluß auf die Schweizer Angelegenheiten, der ihm vermöge der gegenwärtigen Kantonal-Verfassung zukommt, so hält es doch mit Beharrlichkeit an diesem Zustande der Dinge, wie unangemessen derselbe auch sowohl für die ganze Conföderation als für die einzelnen Kantone sich erweist. Will sich Jemand den Tadel eines Genfer Bürgers zuschieben, so spreche er mit ihm von der Einheit der Schweiz, sage ihm, daß es recht und billig wäre, wenn in der Tagessatzung das Volk, nicht die Kantone vertreten würden, und daß es lächerlich sey, wenn bei der so großen Ungleichheit des Grundbesitzes die Interessen Berns in der Waagschale des Gemeinwohls nicht mehr wiegen sollten, als die von Genf oder Schwyz, woher es auch komme, daß die Majorität von zwölf Stimmen oft eine geringere Bevölkerung vertritt, als die Minorität. Dergleichen wollen die Genfer nicht hören. Ein Journal, das die Minorität hier zu Lande verteidigen will, kann daher unmöglich auf ein langes Bestehen rechnen, weil die Parteien zu wenig Wohlhabende in ihrer Mitte zählen, um die Organe angemessen unterstützen zu können. Nichts muß ein Journal, um fortzukommen, aller politischen Farbe entsagen und ängstlich laviren, um bei den unbedeutendsten Vorfällen den Stolz der einzelnen Genossenschaften nicht zu beleidigen. So beschränkt auf den Kreis der Alltäglichkeit, wird die Journalistik zum Stadt- und Landboten und bringt in aller Länge und Breite zu Markte, was auf sieben Meilen in der Runde Neues vorgefallen ist. So lange daher der gegenwärtige Zustand in der Schweiz dauert, kann die Presse Genfs keinen neuen Aufschwung nehmen. *) (Revue du Nord.)

R u s s l a n d.

Statistische Notizen über Kiachta und Troiskosawsk.

Die Handels-Stobode (Vorstadt) von Kiachta liegt auf der Gränzschiede selbst, am Flußchen Kiachta, das nach China hinfließt. Die Stadt Troiskosawsk liegt vier Werst nördlich von der Vorstadt längs den Anhöhen der Flüsse Kiachta und Grijasnucha. An Bewohnern zählt Kiachta 200 männlichen und 121 weiblichen Geschlechtes; in Troiskosawsk leben 237 Individuen männlichen und 204 weiblichen Geschlechtes. Zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse beider Orte liefert der Baikal-See frische und gesalzene Fische, und im Winter wird gefrorenes Rindfleisch angeführt. Das Hauptgeschäft der Kaufleute erster Gilde in Troiskosawsk besteht im Großhandel nach China, wohin mancherlei russische Produkte ausgeführt werden. Die Kaufleute dritter Gilde liefern den Chinesen Lebensmittel. Einige Eingeborene und Bewohner der Transbaikalschen Länder treiben in Kiachta mit den Chinesen Detail-Handel. Nicht unbeträchtlichen Gewinn beziehen die Bewohner von Troiskosawsk durch Transportirung von Kaufmannsgütern und Bauholz. Einige Bürger nähern den jenseits der Gränzen eingetauschten Thee und andere Waaren, die ins Innere von Rußland gehen, in rohe Rindshäute ein. Die ärmsten Einwohner, namentlich Weiber, beschäftigen sich im Winter damit, verschiedene Pelzwaaren, die in großer Menge nach China gehen, zuzubereiten. Die Einnahme der Stadt Troiskosawsk

*) Der Verf. spricht von der periodischen Literatur der Genfer und erwähnt dabei mit keiner Silbe der Bibliothéque Universelle de Genève. Verdankt das Journal diese Auslassung etwa dem zufälligen Umstande, daß es besser ist, als die meisten ähnlichen französischen Publicationen? Und warum gedenkt denn Herr Fournier vieler berühmten Genfer Gelehrten mit keinem Worte? Ist ihm de Candolle ein so unbekannter Name? Hat er nie etwas von den beiden Caussure, von G. Masset, Bauder, Prevost und vielen Andern gehört? Wir führen dies nur an, um auf das Unvollständige dieses übrigens auch manche schätzenswerthe Bemerkung enthaltenden Aufsatzes hinzuweisen. Red.

kosawsk betrug im Jahre 1836 gegen 11,000 und die Ausgabe gegen 9000 Rubel Bank-Assignationen. Sie besitzt eine Kreis- und eine Kirchspiel-Schule, eine Russisch-Mongolische Schule, unterhalten auf Kosten der Burdtschen Kosaken-Regimenter, ein Stadt-Krankenhaus und ein Armenhaus.

Die Chinesische, militärisch bewachte Gränze erstreckt sich 3188 Werst weit, vom Amur bis zur Gränze des Zemsejtschen Gouvernements. Auf dieser Linie befinden sich acht Festungen, in welchen sich beständig Befehlshaber befinden, deren Pflicht es ist, die Gränzwachen zu beaufsichtigen. Die Zahl der letzteren beträgt 67; sie bestehen aus Russen, Tungusen und Buräten. Den Kosaken ist Land angewiesen, welches sie theilweise bebauen. Wiewohl es Orte giebt, die sich zur Jagd eignen, so ziehen dennoch die Kosaken wenig Vortheil davon, weil sie an den der Gränze näher wohnenden Individuen mächtige Nebenbuhler haben. Die Verhandlungen der Russischen Gränz-Obriegkeit mit dem Tsargudschei (dem Chinesischen Oberbeamten) von Naimatschen beschränken sich größtentheils auf Gränz-Passage von Menschen und Vieh, so wie auf unbedeutende Zwistigkeiten Russischer und Chinesischer Kleinhändler. Persönlich verantwortlich ist der in Troiskosawsk sich aufhaltende Gränzbefehlshaber für den Austausch von Ahabarber (für Rechnung der Regierung), der von Bucharen unter Chinesischer Botmäßigkeit bezogen wird, gegen Pelzwerk. Ein Pud Ahabarber kostet, ohne die Transportkosten nach Moskwa zu rechnen, beinahe 200 Rubel. Der genannte Befehlshaber präsidiert der in der Gränzverwaltung niedergesetzten Bezirks-Impfungs-Kommission, welcher 33 Individuen untergeben sind, die sich mit dem Einimpfen der Kuhpocken beschäftigen. Die Tsargudschei's in Naimatschen werden alle drei Jahre abgelöst. Ihr Posten trägt ihnen jährlich 20,000 Rubel ein, ohne die Geschenke zu rechnen, die sie bei mancher Gelegenheit von den in ihrer Residenz lebenden Kaufleuten erhalten.

Bibliographie.

Notizen des militärisch-topographischen Depots. Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät herausgegeben vom Direktor des genannten Depots, General-Lieutenant Schuber. Erster Theil mit einer Karte.
Versuche einer Beschreibung des Olonzischen Gouvernements. Von A. Bergsträßer.
Reise ins gelobte Land, von Abraham Kocoff. 2 Theile mit Karten.
Erzählungen in Versen. Von M. Pawloff.
Die Harie. Gedicht von Alex. Poleschajeff.
Die Osterlampe. Gedicht in 12 Gesängen, von Titoff.
Chemniger's Fabeln. Neu herausgegeben von A. Kusnezoff.
Versuch einer Militair-Geographie, mit Zeichnung der zur Anlage von Festungen bestimmten Punkte. Vom Ober-Lieutenant P. Jasskoff.
Galerie von Ansichten der Stadt Pskoff und ihrer Umgebungen. Vom Pskoffschen Gouvernements-Bandmesser Swanoff.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Englische Kunst-Kritik. Eine in Edinburg kürzlich erschienene, für die Geschichte namentlich der Britischen Kunst sehr interessante Schrift führt den Titel: „Malerei und schöne Künste“. Es ist zwar nur ein Abdruck der unter diesen beiden Rubriken in der siebenten Auflage der Encyclopaedia Britannica erschienenen Artikel; da dieses Werk jedoch bei seiner Ausdehnung auch sehr kostspielig ist, so werden alle Kunstfreunde für den besondern Abdruck um so dankbarer seyn. Der erste Artikel, der eine Geschichte der Malerei und insbesondere der Britischen Malerschulen ist, rührt von Herrn Handon her, und der zweite, eine Theorie der schönen Künste überhaupt, hat den verstorbenen Hazlitt zum Verfasser. Wir hoffen, aus beiden Abtheilungen nächstens einige belehrende Auszüge geben zu können.

— Elektro-magnetische Kuren. Diese sind jetzt in Nord-Amerika die beliebtesten und sollen von einem Dr. Sherwood in New-York mit großem Erfolge angewandt werden. Herr Sherwood hat elektro-magnetische Pflaster und elektro-magnetische Pillen erfunden, die er äußerlich und innerlich gegen alle mögliche Krankheiten, besonders aber gegen chronische Uebel, gebrauchen läßt. Nächstens wird Herr Sherwood ein großes Werk über die Heilkraft des Elektro-Magnetismus herausgeben; auch will er nach Europa kommen, um hier noch berühmter zu werden, als er bereits in Amerika geworden. Daß er dabei auch noch andere Entdeckungen gemacht, von denen selbst Faraday bisher noch nichts geräunt hat, versteht sich von selbst. Namentlich will er den ganzen Zusammenhang unseres Sonnen-Systems und die notwendige Stellung der Planeten durch den Elektro-Magnetismus erklären; ja, er soll sogar, eben so wie Kant, die Entdeckung des von Sir John Herschell kürzlich neu aufgefundenen Planeten vorhergesagt haben, da zwölf Planeten zu seinem elektro-magnetischen Systeme notwendig sind. Beiläufig wird auch versichert, daß man binnen drei Jahren in Amerika so weit gekommen zu seyn hofft, die Kraft des Dampfes durch die des Elektro-Magnetismus ersetzen zu können, da schon jetzt eine dort verfertigte Maschine, welche die halbe Kraft eines Pferdes hat, durch das elektro-magnetische Fluidum in Bewegung gesetzt wird. Wer hierüber das Nähere lesen will, den verweisen wir auf Nr. 1121 der in London erscheinenden Literary Gazette.

*) Painting and the fine arts. Edinburgh, Black, 1838.